

dtv

Im April 1947 wird in einem Bunker an der österreichisch-italienischen Grenze ein Toter entdeckt. Die Leiche weist zwei Kopfschüsse und einen Schuß in die Brust auf. Der Ausweis, der bei dem Toten gefunden wird, stellt sich als gefälscht heraus. Nachforschungen aufgrund einer Tätowierung am linken Oberarm und Schmissen im Gesicht ergeben die wahre Identität des Toten: Es handelt sich um Dr. Gerhard Bast, geboren 1911, SS-Sturmabführer, Mitglied der Gestapo, auf der Fahndungsliste für Kriegsverbrecher geführt. Über ein halbes Jahrhundert später fährt Martin Pollack nach Südtirol, um die Umstände dieses Todes zu eruieren. Sein Bericht spürt mit ungeheurer Intensität einem Menschen, einem Leben nach, das von Gewalt bestimmt war und durch Gewalt endete. Martin Pollack hat diesen Menschen kaum gekannt, doch er stand ihm nahe wie sonst niemand – es war sein eigener Vater.

»Martin Pollack hält seinen Bericht in einem klaren, ruhigen, oft lakonischen Tonfall – und erzählt dabei doch eine irritierend fesselnde Geschichte. Auf beeindruckend ausgeglichene Weise balanciert er zwischen Nähe und Abstand, zwischen schmerzvoller Vatersuche und selbstverständlicher Abgrenzung.« (Erna Lackner in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«)

Martin Pollack wurde 1944 in Bad Hall, Oberösterreich, geboren. Studium der Slawistik und osteuropäischen Geschichte. Bis 1998 Redakteur des »Spiegel«, seither freier Autor und Übersetzer.

Martin Pollack

Der Tote im Bunker

Bericht über meinen Vater

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



5. Auflage 2017
2006 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung
des Paul Zsolnay Verlags
© 2004 Paul Zsolnay Verlag, Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Dorothea Schmid
Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13528-3

Im Frühsommer 2003 fuhr ich mit meiner Frau nach Südtirol, zum Brenner, um den Bunker zu suchen, in dem vor 56 Jahren mein Vater tot aufgefunden worden war. Er war erschossen worden. Ich wollte mehr über die Umstände seines Todes und die Beweggründe in Erfahrung bringen, die ihn nach Südtirol geführt hatten. Die Nachforschungen hatte ich jahrelang hinausgezögert, vielleicht aus einem unbewußten Gefühl der Angst, ich könnte bei der Spurensuche auf Dinge stoßen, die meine ohnehin schlimmen Erwartungen noch übertreffen würden. Eines glaubte ich von Anfang an zu wissen: Sein gewaltsamer Tod war der Abschluß eines Lebens, in dem Gewalt eine wichtige Rolle gespielt hatte.

Wir waren in Gossensass in einem Café am Marktplatz mit einem Mann verabredet, der versprochen hatte, uns bei der Suche nach dem Bunker zu helfen. Peter Kaser ist Künstler und beschäftigt sich nebenbei mit der Erforschung der italienischen Befestigungsanlagen entlang der Grenze am Brenner, er verwaltet selbst einen dieser ausgedienten Bunker, aus dem er einen Kunstort für Performances und Installationen gemacht hat. Von ihm erfuhren wir, daß es auf der italienischen Seite vom Brenner über 50 Bunker und Kasematten gibt, die Mussolini zwischen 1936 und 1942 als Sbarramento di Brennero, Sperre am Brenner, erbauen ließ, gerichtet gegen Österreich und Deutschland; militärisch spielten die Anlagen freilich nie eine Rolle. Die Einheimischen, die wir befragten, kannten die Geschichte

von der Leiche im Bunker, man hatte seinerzeit viel darüber geredet, doch wo das gewesen war, wußte keiner zu sagen. Es gebe viele Bunker in der Gegend, sagten sie, und die Geschichte liege lange zurück. Schließlich gerieten wir durch Zufall an einen älteren Mann mit dem runden, rosigen Gesicht eines Kindes, der uns den richtigen Hinweis liefern konnte. Er wohne, sagte er, nicht weit vom besagten Bunker, sein Vater habe oftmals vom Auffinden der Leiche erzählt. Das Ereignis habe seinerzeit die ganze Taltschaft in Aufregung versetzt, obwohl die Menschen so kurz nach dem Krieg ziemlich abgestumpft waren. Anfangs wollte er die Örtlichkeit des Bunkers nicht preisgeben, sein Vater, so erklärte er, habe ihm verboten, über jene Ereignisse zu sprechen, damit könne er sich bloß die Zunge verbrennen. Bei diesen Worten setzte er ein boshaftes Lächeln auf, wie ein Kind, das seinen Spaß daran findet, andere hinzuhalten und zappeln zu lassen, doch Peter Kaser ließ nicht locker, bis er endlich mit der Information herausrückte.

Wir erreichten die angewiesene Stelle auf einer schmalen, parallel zur Autobahn führenden Straße, sie liegt in Sichtweite der Bahnstation am Brennerpaß. Von der Autobahn tönte ein an- und abschwellendes Dröhnen herüber, verstärkt durch die wie ein Schalltrichter wirkenden Talwände. Neben der Straße war ein ebener Streifen, eine Sumpfwiese, dahinter stieg der Wald steil den Hang hinauf, Fichten und Lärchen, dazwischen einzelne Erlen und Birken. Nach wenigen Schritten stolperten wir über rostigen, zwischen den dicken Blättern von Bärenklau und Kohldisteln versteckten Stacheldraht, der aussah wie ein Teil der üppigen Vegetation. Hier sind wir richtig, sagte Peter Kaser, wo Stacheldraht ist, da ist ein Bunker nicht weit. Wir machten einen Bogen um hohe Brennesseln, dunkle Inseln

im hellgrünen Krautwerk, mit jedem Schritt scheuchten wir Wolken winziger Mücken aus dem Dickicht. Auf dem gegenüberliegenden Berghang mähete ein hagerer Mann mit weit ausholenden Bewegungen eine abschüssige Wiese, sein braungebrannter Oberkörper glänzte vom Schweiß. Er hatte sein weißes Hemd ausgezogen und am Rand der Wiese abgelegt, von weitem sah es aus wie ein Hund. Unter den Fichten am Waldrand stand eine schwarze Blechtafel mit verblaßter zweisprachiger Aufschrift: »Proprietà Militare Accesso vietato. Militäreigentum Zutritt verboten.« Wir kamen zu einer niedrigen, überwachsenen Steinmauer, dahinter war eine Felsnische, in der ein senkrechter Riß klaffte: ein spaltbreit offen stehendes Tor, kunstvoll gefertigt aus graugrünen Glasfibernatten, mit Buckeln und Falten, so daß man es bei flüchtigem Hinsehen für gewachsenen Fels halten konnte. Das Tor ließ sich erstaunlich leicht öffnen. Das Ganze hatte etwas von einem Eingang zu einer altmodischen Geisterbahn an sich, nur daß wir hier mitten in der freien Natur standen, am Fuß eines dicht bewaldeten Steilhangs. Das Tor führte in einen kleinen Raum, zwei mal zwei Meter, moosbewachsene, feuchte Betonwände, die Decke wieder aus Glasfibernatten. In der Stirnwand war eine Tür aus grün gestrichenem Eisen, verstärkt mit dicken Gitterstäben, in Augenhöhe ein mit einer Eisenplatte vermachtes Guckloch. Die Tür war verschlossen, mit dem Rahmen verschweißt. Wir standen vor dem Bunker, in dem am 6. April 1947 die Leiche meines Vaters gefunden worden war.

Wir streiften suchend durch den Wald, um vielleicht einen zweiten Einlaß zu finden. Die meisten Militärbunker, erklärte Peter Kaser, besaßen aus Sicherheitsgründen zwei Eingänge. Der abschüssige, dick mit Nadeln bedeckte

Boden war rutschig, wir mußten nach tiefhängenden Zweigen greifen, um nicht den Halt zu verlieren. Eine dunkle Erhebung im Wald, zehn Meter über dem Eingang, erwies sich als Teil der unterirdischen Bunkeranlage. Ein etwa drei Handbreit aus dem Boden ragender Betonring, darauf ein rostiger Buckel mit vergitterten Sehschlitzen, aus denen uns modriger Geruch entgegenschlug. Ein Ausguck. Von dieser Stelle aus hatte man früher über das ganze Tal bis auf die österreichische Seite schauen können, nun verstellten hohe Fichten die Sicht. In einiger Entfernung entdeckten wir einen zweiten Ausguck. Später fanden wir in einem Buch über die Befestigungsanlagen am Brenner einen Plan des Bunkers, der als Opera 2, Werk Nr. 2, geführt wurde, ein Bunker mittlerer Größe, ausgestattet mit zwei Maschinengewehren und einem Panzerabwehrgeschütz. Einen zweiten Eingang fanden wir nicht, nur einen alten, verfallenen Weg, überwuchert von Stauden und Bäumen. Vom Weg zum Eingang des Bunkers waren es vielleicht dreißig, vierzig Meter, steil bergab durch den Wald, es konnte nicht schwierig gewesen sein, einen leblosen Körper ungesehen hinunterzuschaffen. Vermutlich wurde mein Vater oben auf dem Weg erschossen.

Die Leiche wurde an einem Sonntag entdeckt, von der Frau eines am Brenner stationierten italienischen Eisenbahners, die mit Mann und Sohn einen Spaziergang in Richtung Albergo Al Lupo, Gasthof zum Brenner Wolf, unternahm. Der Bub hatte unter den Bäumen etwas Ungewöhnliches erspät, vielleicht war das künstliche Felsentor auch damals offen gestanden. Er war durch den tiefen Schnee gestapft, um der Sache auf den Grund zu gehen, und die Mutter war ihm gefolgt. Warum sie in den zu jener

Zeit noch offenen Bunker hineinging, ob aus Neugierde oder weil, trotz winterlicher Kälte, ein Geruch von Verwesung in der Luft lag, wissen wir nicht. Gleich hinter dem Eingang stieß sie auf die Leiche. Die zum Fundort gerufenen Carabinieri stellten auf Anhieb fest, daß Mord vorlag, der Tote wies zwei Kopfschüsse und einen Schuß in die Brust auf, er war offenbar längere Zeit im Bunker gelegen. Vor dem Eingang fanden sich einige Habseligkeiten und Papiere, die vermutlich dem Toten gehört hatten, darunter ein Ausweis für Volksdeutsche, ausgestellt auf den Namen Franz Geyer, Arbeiter aus dem slowenischen Ort Krško, zu deutsch Gurkfeld; Geld oder Wertsachen hatte er keine bei sich. Schon bei der ersten Untersuchung tauchten Zweifel an der Identität des Toten auf. Er hatte eine kleine Tätowierung an der Innenseite des linken Oberarmes und im Gesicht Narben – Schmissee, wie man sie von schlagenden Burschenschaftlern kennt. Das paßte nicht zu einem Arbeiter. Nachfragen bei den österreichischen Polizeibehörden in Innsbruck ergaben, daß der Identitätsausweis gefälscht war, der Tote war kein Volksdeutscher aus Gurkfeld, sondern der Österreicher Dr. Gerhard Bast, SS-Sturmbannführer, geboren am 12. Jänner 1911 in Gottschee, Jugoslawien, zuständig nach Amstetten in Niederösterreich. Er wurde von der Bundespolizeidirektion Linz als Kriegsverbrecher gesucht, weil er durch längere Zeit die Linzer Gestapo geleitet hatte. Mein Vater.

Wochen nach Auffinden der Leiche kam ein Kriminalbeamter zu meiner Großmutter nach Oftering, ein kleiner Ort in der Nähe von Linz, wohin sie mit ihrem Mann aus Amstetten geflüchtet war, aus Angst vor den Russen. Oftering lag in der amerikanischen Besatzungszone. Der Beamte fragte, ob Großmutter ein Bild ihres Sohnes Gerhard

besitze, dieses werde benötigt, um die Identität eines Mordopfers zu klären. So erfuhr sie, daß ihr Sohn am Brenner einem Raubmord zum Opfer gefallen war. Großmutter hatte kein Bild ihres Sohnes, worauf sie der Polizist aufforderte, in Begleitung eines Beamten nach Südtirol zu fahren, um den Toten zu identifizieren. Als sie hinkamen, war er schon eingegraben. Die Carabinieri ersuchten Großmutter, die Identifizierung anhand von Fotografien vorzunehmen, die sie von dem Ermordeten angefertigt hatten. Sie weigerte sich und sagte, diese Bilder wolle sie gar nicht ansehen. Darauf fragten die Carabinieri, ob ihr Sohn im Gesicht, auf der linken Wange, zwei Narben gehabt habe. Das bestätigte sie, es handelte sich um Schmißnarben von Messuren. Großmutter erkannte auch einige ihr vorgelegte Gegenstände als Eigentum ihres Sohnes, darunter eine Füllfeder, eine Uhr und ein schmales, in blauen Kunststoff gebundenes Notizbuch, das ihm als Tourenbuch gedient hatte. Es trug auf der ersten Seite seinen Namen in Kurrentschrift und den Hinweis: »begonnen am 1. Jänner 1937.« Diese Auskünfte und Indizien genügten den italienischen Behörden, um den Totenschein auszustellen. Später hieß es in den Akten, der Tote sei von seiner Mutter identifiziert worden, sie dagegen beharrte stets auf der präzisen Feststellung, sie sei weder Augenzeugin des Todes ihres Sohnes gewesen noch habe sie ihn tot gesehen. Es klang beinahe, als klammere sie sich, wider besseres Wissen, an einen Rest Hoffnung, das verhängnisvolle Geschehen am Brenner könne sich doch noch als tragische Verwechslung aufklären.

Als ich mit meiner Frau nach Südtirol fuhr, hatte ich ein Foto des Grabes dabei, in dem der Tote im April 1947 in

der Gemeinde Brennero/Brenner beigesetzt worden war. Ein schmaler, von rohen Steinen gesäumter Hügel mit einem weißen Grabstein, auf dem neben dem Namen und den Geburts- und Sterbedaten des Toten noch stand, daß er evangelisch gewesen war. Nach dem Gang zum Bunker besuchten wir den kleinen Friedhof, malerisch um die katholische Kirche gelegen, ein paar Dutzend Gräber, mehr haben nicht Platz innerhalb der hohen Mauern, die ihn gegen den Lärm des umtriebigen Grenzortes abschirmen. Die Kirche trägt den Namen des heiligen Valentin und besitzt einen romanischen Turm, der streng in den Himmel zeigt. Auf den Grabsteinen und schmiedeeisernen Kreuzen stehen meist deutsche Namen, dazwischen ein paar italienische. Das Grab meines Vaters existiert nicht mehr. Seine Überreste wurden in den sechziger Jahren auf Wunsch meiner Großmutter exhumiert und nach Amstetten überführt. Ich erinnere mich an die Beisetzung auf dem Friedhof der niederösterreichischen Kleinstadt, ich hatte dafür schulfrei bekommen und war aus dem Salzburgischen angereist, wo ich ein Internat besuchte. Ich weiß nur mehr, wie unbehaglich ich mich fühlte und wie ich mir Mühe geben mußte, um mir vor der Amstettner Verwandtschaft und den Freunden des Toten, die mich vor dem offenen Grab mit mitleidigen Blicken bedachten, nicht anmerken zu lassen, daß mich das späte Begräbnis unberührt ließ.

Ich habe keine eigene Erinnerung an den Vater. Zum Zeitpunkt seines Todes war ich noch keine drei Jahre alt, und ich hatte ihn nur ein paarmal flüchtig gesehen. Auch das weiß ich bloß von meiner Mutter, die selten von ihm sprach, über unverfängliche Ereignisse, Nebensächlichkeiten, als sei sie nicht sicher, was sie mir anvertrauen dürfe und worüber sie besser schwieg.

Mein Vater kam 1911 zur Welt, in Gottschee, slowenisch Kočevje, im damaligen Kronland Krain; er war jedoch kein echter Gottscheer, sondern der Sohn von Zugereisten. Seine Eltern wohnten nur ein paar Jahre im Zentrum der deutschen Sprachinsel gleichen Namens. Großvater war 1907 von Tüffer, einem Marktflecken in der Untersteiermark, dorthin gezogen, um als Konzipient in der Kanzlei eines eingessenen Anwalts zu arbeiten. Wie er auf die kleine Stadt in Unterkrain gekommen war, weiß ich nicht, sein Jusstudium hatte er in Graz absolviert. Großmutter war ein Jahr später als angehende Lehrerin an die Mädchen Volksschule von Gottschee versetzt worden, weil es in ihrer Heimatstadt Laibach nicht genug Stellen für Deutsche gab. Sie war Lehrerin mit Leib und Seele und unterrichtete mit viel Freude Kinder, das Leben in Gottschee indessen empfand sie als beengend. Die Gottscheer waren ein eigener Menschenschlag mit einer altertümlichen Sprache, einer jahrhundertealten Mundart, die Fremde automatisch auf Distanz hielt, auch wenn sie nur aus dem sechzig Kilometer entfernten Laibach kamen.

Die Landeshauptstadt von Krain war eine andere Welt. Städtisches Leben. Gesellschaften. Die Laibacher Philharmonie. Das deutsche Theater. Das deutsche Kasino. Bälle. Laibach/Ljubljana war eine slowenische Stadt, doch die Deutschen bildeten eine starke Minderheit, besetzten politisch und wirtschaftlich wichtige Positionen und waren entsprechend selbstbewußt. Wir waren in Laibach zu Hause,

erzählte Großmutter, nie kam ihr der Name Ljubljana über die Lippen, das wäre ihr wie Verrat erschienen, Laibach war unsere Stadt, wir kauften ein in unseren Geschäften, gingen in unsere Lokale, verkehrten mit unseren Leuten, mit Deutschen. Ihr Vater, Josef Lehner, war Stadtzimmermeister von Laibach. Auch er ein Zugereister. Er war mit seiner Frau Magdalena aus dem ungarischen Mosony/Wieselburg, nahe der österreichischen Grenze, gekommen. Sie waren Donauschwaben. Slowenisch sprachen beide nicht, auch nicht ihre Tochter, meine Großmutter. Mit Slowenen hatten wir schon Kontakt, sagte sie, aber die sprachen alle Deutsch.

Im Gegensatz zu Laibach war die Stadt Gottschee ein Provinznest, ein großes Dorf. Um 1900 zählte es knapp 3000 Einwohner. Es gab eine Stichbahn, die Laibach mit Gottschee verband, doch sonst lag der Ort abseits der großen Verkehrswege. Dennoch oder vielleicht gerade deshalb waren die Gottscheer ein mobiles Volk. Seit dem Mittelalter waren Männer aus dem Ländchen, wie sie ihr Gebiet liebevoll nannten, vom Herbst bis zum Frühjahr als Hausierer durch die Länder der Monarchie gezogen, zuerst mit Schnitzwaren und Leinwand, später mit Spezereien und Südfrüchten. Von der Landwirtschaft allein konnten die Menschen in den weit verstreuten Dörfern der Sprachinsel nicht leben, die Winter im Karsthochland waren lang und hart, die Böden karg, jedes Feld, jede Wiese mußte dem Wald abgetrotzt werden. Im ausgehenden 19. Jahrhundert begann die große Auswanderung nach Amerika. Das spürte man in Stadt-Gottschee, der Ort war schon vor dem ersten Krieg geprägt vom Niedergang.

Abgesehen vom Auerspergschen Schloß und ein paar offiziellen Gebäuden wie dem Gymnasium und der Fach-

schule für Holzindustrie hatte Gottschee keine nennenswerten Sehenswürdigkeiten vorzuweisen, höchstens noch das Flößchen Rinse, das malerisch eine weite Schleife durch die Stadt zieht und sie auf diese Weise von drei Seiten umgibt. Die Rinse ist auch sonst bemerkenswert: Das träge fließende Gewässer – der Name leitet sich angeblich von der Bezeichnung »rinnender See« her – entspringt eine Wegstunde oberhalb der Stadt, um eine Stunde südlich wieder im löchrigen Karstboden zu verschwinden, als bestehe seine Aufgabe einzig darin, die in die weite Talmulde geschmiegte Siedlung zu verschönern.

Großmutter wurde in Gottschee nie richtig heimisch. Ein schieches Nest und damit basta, sagte sie, sie neigte zu apodiktischen Urteilen, die keine Widerrede zuließen. In dieser Hinsicht blieb sie ihr Leben lang Lehrerin, obwohl sie diesen Beruf nur wenige Jahre ausgeübt hatte. Wie sie meinen Großvater kennengelernt hatte, hat sie mir nie erzählt, das ergab sich vermutlich unausweichlich, beide waren jung, ledig und in der kleinen Stadt fremd.

Großvater fühlte sich wohl in Gottschee. Er wäre gern dort geblieben, sagte er manchmal, wenn er von damals sprach. Er war in einem noch viel kleineren Ort aufgewachsen und liebte es, wenn er vom Schreibtisch aufschaute, den Blick über Hügel und Wälder schweifen zu lassen. Die Stadt an der Rinse ist umschlossen von bewaldeten Höhenrücken, die an die Siedlung herandrängen, im Osten das Massiv des Hornwaldes, den die Slowenen Kočevski Rog nennen, im Westen der Friedrichsteiner Wald. Großvater war ein leidenschaftlicher Jäger, ein Zeitvertreib, dem er als junger Anwalt in der Gottschee ausgiebig frönte, er hatte eine Jagdhütte im Hornwald, in der er viele Tage und Urlaubswochen verbrachte, auch noch in späteren Jahren, als

er längst nicht mehr in Gottschee wohnte, sondern in Amstetten, von wo die Anreise zeitraubend und mühevoll war.

Warum er schon vor dem ersten Krieg mit der Frau und dem gerade einjährigen Sohn, meinem Vater, Gottschee verließ, um nach Niederösterreich zu ziehen, kann ich nicht sagen. Vielleicht ahnte er die heraufziehenden Veränderungen, die 1918/19 zum Entstehen des Königreichs Jugoslawien und am Ende zur Aussiedlung und Vertreibung der Deutschen aus dem einstigen habsburgischen Kronland Krain führen sollten.

Von der Jagd in der Gottschee hat mir mein Großvater in der Kindheit oft erzählt, das war in den späten vierziger, frühen fünfziger Jahren, im Traunviertel, dann im Mostviertel, zwei ähnliche Landschaften. Wir wanderten über die Dörfer, durch weite Felder mit Weizen und Hafer, über Streuobstwiesen, übersät mit matschigen Mostbirnen, von einem Bauern zum anderen, die uns mit Lebensmitteln versorgten, Kartoffeln, mürbem Speck, Brot, Eiern, und einem Bett. Ich weiß noch, wie ich einmal in einer Bettstatt zu ersticken glaubte, weil mich die fürsorgliche Bäuerin in zwei riesige Tuchten gepackt hatte, eine auf mir und eine unter dem Leintuch, wie das in dieser Gegend üblich war, so daß ich versank wie in einem Sack Federn. Wahrscheinlich gingen wir hamstern, obwohl darüber nie gesprochen wurde. Ich hatte einen eigenen kleinen Rucksack, auf den ich mächtig stolz war, die Lebensmittel interessierten mich allerdings wenig. Wichtig waren allein die Wanderungen mit dem geliebten Großvater, den ich Opsi nannte, die Nähe zu ihm, die Erzählungen von seinen Kinderjahren in Tüffer, von den Bilchen, die unter dem Dach ihr lärmendes Unwesen trieben wie kleine, pelzige Kobolde, vom

Pflockschlagen und anderen mir unbekannten Spielen, von den riesigen Huchen, die er aus der Sann gezogen hatte, dem Fluß, an dem Tüffer liegt.

Und immer wieder die Berichte von den Jagdabenteuern in der Gottschee, im Gottscheer Urwald, von den mächtigen Rotbuchen und Eichen, die zwei Männer nicht umspannen konnten, den tiefen Karsthöhlen und Dolinen (ich hatte keine rechte Vorstellung, was Dolinen waren, dieser Begriff existierte in meinem damaligen Wortschatz nicht, ich wußte nur, daß sie wilden Tieren Unterschlupf boten), in denen angeschossene Wildschweine und anderes Getier lauerten, um beim Herannahen des Jägers unvermutet aus dem Dickicht zu brechen, direkt auf Opsi los, eine Gefahr, die er nur durch einen blitzschnellen, präzise gesetzten Schuß bannen konnte. Ich habe ihn nie schießen gesehen, die Zeiten, da er auf die Jagd ging, waren längst vorbei, doch ich war überzeugt von seinen Schießkünsten. Er beschrieb mir die Wölfe mit ihren grünlichen, böse funkelnden Lichtern, wie sie im Winter vor Hunger heulend um die Blockhütte strichen, die grantig brummenden Bären, die mit mächtigen Pranken die Tür einzuschlagen drohten. Noch heute höre ich ihn das Heulen der Wölfe nachmachen, dabei lief es mir eiskalt über den Rücken. Dann nahm ich seine Hand. Wir marschierten stundenlang, viele Kilometer, während er ständig erzählte, in jenem weich klingenden, fast singenden untersteirischen Dialekt, den er zeit seines Lebens nicht ablegen sollte. Dabei war er ein großer, stämmiger Mann und hatte sonst nichts Weiches an sich, er war cholerisch und aufbrausend, ein Rauhebein, von manchem gefürchtet. Mit mir hingegen war er immer gut.

Gottschee und Tüffer waren konkrete Orte in der Geo-

graphie meiner Kindheit, konkreter als jene, in denen ich aufwuchs, vielleicht weil ich, bedingt durch Krieg und Nachkriegswirren, durch Evakuierung und Flucht viele Stationen passierte, einmal in der Obhut meiner Mutter, dann wieder in jener der Großeltern. Nach der Zerstörung des Elternhauses in Linz durch amerikanische Bomben wurde ich zu den Großeltern nach Amstetten gebracht, die jedoch wenige Monate später vor den anrückenden Russen flohen. Die Großeltern fanden in Oftering in der Nähe von Linz Zuflucht, während meine Mutter mit ihren drei Kindern in die Steiermark evakuiert wurde, wo wir bis 1948 blieben. Von dort kam ich, allein, nach Oftering zum Großvater, die Großmutter war inzwischen zurückgekehrt nach Amstetten. Ich wohnte mit dem Großvater bei einem Bauern, im Austragerhäusel; ich erinnere mich an die Holztreppe an der Stirnseite, die zu unserem Zimmer hinaufführte, wie sie unter seinem Gewicht knarrte und wie wir darüber lachten, und an meinen olivgrünen Schlafsack, genäht aus einem rauhen, kratzigen Kotzen. Nach ein paar Monaten wurde ich, das zerbombte Haus war wieder aufgebaut, zurückgeholt nach Linz, um dort 1950 eingeschult zu werden.

Durch diese unruhigen Jahre begleiteten mich Großvaters Geschichten von Gottschee und Tüffer, Geschichten von einer Welt, in der immer alles gleich und unverändert blieb, so oft man davon erzählte.

Markt Tüffer liegt in der Untersteiermark, zwölf Kilometer südlich von Cilli, slowenisch Celje, im Sannthal. Die Untersteiermark ist jener Teil des steirischen Kronlandes, der wie Krain nach 1918 an Jugoslawien fiel. Slowenisch wird das Gebiet nach wie vor Štajerska genannt, Markt Tüffer heißt Laško. Mein Urgroßvater, Paul Bast, war aus dem Rheinland zugewandert. Alle waren sie Zuwanderer. Das habe ich erst herausgefunden, als ich mich eingehender mit der Geschichte der Familie auseinandersetzte, um dieses Buch zu schreiben. Mein Großvater hatte mich glauben lassen, er stamme aus einer seit Jahrhunderten in Tüffer ansässigen Familie. Der Rheinländer Paul Bast heiratete die Tochter eines angesehenen Tüfferer Bürgers, Juliane Renier, zeugte mit ihr acht Kinder, vielleicht auch mehr, so viele haben jedenfalls überlebt, und führte eine Gerberei in dem Marktflecken, die ihm und seiner Familie ansehnlichen Wohlstand einbrachte. Er baute ein stattliches Haus, gleich gegenüber der gedrunenen Hauptpfarrkirche, das heute noch steht. In früheren Zeiten lag das Haus am Žikovec-Bach, der bei der Gerberei in einen Kanal geleitet wurde, zum Schwemmen der Häute. Irgendwann nach 1900 wurde der Bach überbaut, so daß er jetzt unterirdisch durch das Ortsgebiet fließt und erst kurz vor der Einmündung in die Sann, slowenisch Savinja, wieder ans Tageslicht tritt.

Was den Rheinländer bewogen hatte, sich in einem Gebiet weit im Süden der Habsburgermonarchie niederzu-

lassen, das mehrheitlich von Slowenen bewohnt wurde, ob er die Bastsche Gerberei gegründet oder in den Betrieb eingeheiratet hat, geht aus den mir zur Verfügung stehenden Unterlagen nicht hervor, viele sind verlorengegangen. Fest steht, daß der Urgroßvater katholisch war wie seine Frau und ein fleißiger, umgänglicher Mann, der es verstand, sich in Tüffer Anerkennung und eine geachtete Position zu verschaffen, nicht zuletzt am Stammtisch in der Gastwirtschaft des Hotels Horiak, wo die Honoratioren saßen. Er wurde mehrmals in die Gemeindevertretung des Ortes gewählt, versah seine Bürgerpflicht als Geschworener im Schwurgericht von Cilli, war Obmann der Bezirkssparkasse, Hauptmann der Freiwilligen Feuerwehr und tätig in allen nationalen Vereinen in Tüffer, voran im Verschönerungsverein und im Deutschen Schulverein.

Die Deutschen machten in Tüffer um 1900 zwei Drittel der Einwohner aus, kleinstädtische Bürger, Kaufleute und Handwerker, ein paar Industrielle, Facharbeiter von den Sägewerken an der Sann, einige Ärzte, die in der Kuranstalt des Kaiser-Franz-Josef-Bades beschäftigt waren, der Besitzer der Thermalquelle, ein gewisser Theodor Gunkel, ein Notar, ein Advokat und ein paar Lehrer. Der Ort wurde von dem am Ufer der Sann liegenden langgestreckten Bau des Schlosses der Grafen Vetter von der Lilie beherrscht, das diese an Stelle der verfallenen Burg auf dem Hügel über der Stadt hatten errichten lassen. Das Kaiser-Franz-Josef-Bad auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses verlieh dem Ort einen beinahe eleganten, weltoffenen Anstrich, die Kur- und Fremdenliste verzeichnete den Besuch mittlerer Beamter, Privatiers, Grundbesitzer und Kaufleute aus allen Teilen der Monarchie, ein paar Kilometer flußaufwärts gab es ein zweites Bad, Römerbad Tüffer. Dichtbewaldete

Hügel verengen von beiden Seiten das Tal, weiße Wallfahrtskirchen krönen die Kuppen, die Sanntaler waren offenbar fromme Menschen. Über dem Ort ragt der Hum auf, ein markanter Dolomitkegel, an dessen Hängen Wein und Edelkastanien wachsen. Viele Tüfferer hatten im umliegenden Hügelland Äcker, Weingärten und Bienenstöcke, die Trennung zwischen dem beinahe urbanen Leben im Ort und dem bäuerlichen Dasein, ausgerichtet auf weitgehende Selbstversorgung, war um die Jahrhundertwende noch nicht endgültig vollzogen.

Die Bastischen, wie sie sich selber im Familienkollektiv nannten, waren eine feste Stütze des deutschen Bürgertums von Tüffer/Laško. Der älteste Sohn, Ludwig, Student der Medizin, war Mitglied der Tüfferer Liedertafel und ein beliebter Redner und Laienschauspieler, der bei Silvesterfeiern und ähnlichen Anlässen auftrat, oft gemeinsam mit seinen Schwestern Käthi und Josefine, Pepi genannt, lebensfrohe, hübsche Mädchen, die bei keiner Aufführung der Tüfferer Dilettantengesellschaft fehlen durften.

Als die Dilettantengesellschaft einmal im Saal des Hotels Horiak einen Einakter mit dem Titel »Heinzelmännchen« zur Aufführung brachte, lobte die *Deutsche Wacht*, das in Cilli erscheinende Organ der Deutschnationalen, die schauspielerische Leistung der Fräulein Pepi und Käthi Bast, kritisierte jedoch, daß unter dem begeistert Applaus spendenden Publikum auch Slowenen zu sehen waren.

»In den heutigen kampfschweren Tagen, da das Slawentum teils im frechen Kriege, teils auf seinen bekannten gesellschaftlichen Schleichwegen sich in unsere Kreise eindringt, hätten wir auch bei dem so schönen Feste in Tüffer eine reinliche Scheidung gerne gesehen und gewünscht, daß das Wohltätigkeitsfest ein deutsches gewesen – wäre.«